

Berlin 45

Hörspiel nach den Tagebüchern der Anonyma und des Rotarmisten Wladimir Gelfand von Ulrich Lampen
Musik: Michael Riesler

"BERLIN 45" Tagebücher der Anonyma und des Rotarmisten SWR-2 • Radio ART • CD I • Südwestrundfunk

Wladimir Gelfand ist ein ukrainischer Jude, ein jüdischer Ukrainer, der in einem Industriegebiet aufwächst. Er interessiert sich für Literatur, er liest viel.

Anonyma war eine Frau, von der man den Namen offiziell nicht weiß.

Eine Frau, die als Journalistin gearbeitet hatte vor dem Krieg und die nun in Berlin diese letzten Wochen erlebt hat als Zeugin mit Körper, Seele, mit all ihrer Aufmerksamkeit und die diese ganzen Dinge, die da geschehen sind, auch mit ihr geschehen sind, niedergeschrieben hat.

Dann auch eine lange Zeit, nachdem sie zum ersten Mal auf Deutsch erschien, 1959, gar nicht mehr wollte, dass die veröffentlicht werden und erst nach ihrem Tode wieder eine Druckfassung haben wollte. Wir haben uns deshalb an den Wunsch der Autorin gehalten und ihren Namen nicht genannt.

Er ist zu diesem Zeitpunkt Leutnant der Roten Armee. Er hat einen Offizierskurs besucht. Er ist ein sehr sensibler Mensch, ein politischer Mensch. Er nimmt aktiv am politischen Leben seiner Einheit teil. Er verfasst Flugblätter. Er ist Autor von Artikeln für Wandzeitungen.

13.01.1945

Wir stecken mittendrin, wie man so schön sagt. Es gibt buchstäblich keine Rettung vor dem Gegner.

Freitag, 20.04.1945, 16 Uhr

Ja, der Krieg rollt auf Berlin zu. Man atmet Geschützlärm ein.

14.01.1945, 4:50 Uhr morgens

Es ist die Hölle, wie rings um die Geschosse donnern, heulen, pfeifen und bellen. Und du sitzt da, zwischen Leben und Tod.

Gegen drei Uhr fuhr am Kiosk der Zeitungsfahrer vor. Es lauerten ihm schon zwei Dutzend Leute auf. Im Weitergehen las ich als erstes den Wehrmachtsbericht. Neue Ortsnamen: Müncheberg, Seelow, Buchholz. Klingt verdammt märkisch und nah.

Man hat Frühstück gebracht. Viel. Es ist heiß, schmeckt aber nicht. Eine Suppe aus Weizen oder Perlgraupen. Mir hängen diese Graupen dermaßen zum Hals heraus, dass ich sie nicht mal erwähnen will.

Jetzt, wo alles weg ist und mir nur ein Handkoffer mit Kleiderkram bleibt, fühle ich mich nackt und leicht. Weil ich nichts mehr habe, gehört mir alles. Zum Beispiel diese fremde Dachwohnung.

Der Deutsche ist ein Vollidiot und feuert. Soll er doch ruhig. Unsere Aufklärer werden anhand der Blitze seine Feuerstellung ausmachen und dann wird dort nichts mehr stehenbleiben.

Ich finde keine Ruhe hier oben, trabe immer fort durch die drei Räume.

Systematisch habe ich alle Schränke und Schübe nach Brauchbarem abgesucht, d.h. nach Essbarem, Trinkbarem, Brennbarem. Leider fast nichts gefunden.

18.01.1945

Den fünften oder vierten Tag unterwegs. Der Weg zum Angriff.

Zwei Stunden später. Das Gas brennt mit sterbendem Flämmchen. Seit Stunden stehen die Kartoffeln darauf. Eine davon habe ich halbroh geschluckt.

19.01.1945

Belewa Hier ist sehr viel Beute verstreut. Rundum lodern Brände. Die Deutschen haben versucht, alles Wertvolle zu vernichten. Es gelingt ihnen jedoch nur selten.

Hab bei Bolle die hellblauen Milchmarken eingelöst, die Gerd mir zu Weihnachten geschickt hat. Es war höchste Zeit. Die Verkäuferin schöpfte schon aus schräg gehaltener Kanne und sagte, nun komme keine Milch mehr nach Berlin. Das heißt Kindertod.

Ich habe mir das Allerwichtigste beschaffen können. Papier. Jetzt habe ich auch etwas, worauf ich schreiben kann.

Heute Morgen beim Bäcker ging das Gerede. Wenn die kommen, holen sie alles Essbare aus den Häusern. Die geben uns nichts.

Der Kompaniechef ist ein Rotzbängel. Bei Schickin waren zwei Männer zurückgeblieben. Mehrere Tage lang waren sie verschwunden. Mir waren zwei einige Stunden lang abhandengekommen, tauchten dann aber wieder auf. Doch er drohte mir sofort. Ich erschieß dich im nächstbesten Gefecht.

Sechzigjährige Kreislin geschändet. Ordensschwester vierundzwanzigmal vergewaltigt. Wer zählt damit? Das sind so die Schlagzeilen. Sollen sie etwa die Männer Berlins anstacheln, uns Frauen zu schützen und zu verteidigen? Lachhaft.

21.01.1945

Das Dorf Ruzszczów, rechts von der Straße nach Kutnow.

Die Polen, die ins Protektorat evakuiert wurden, haben ihre Höfe verloren. Die Deutschen hielten das für ihr eigenes und nicht für polnisches Gebiet und siedelten dort Leute ihrer Herrenrasse an. Wir haben also jetzt schon Gebiete durchquert, wo Deutsche gelebt haben.

Das Radio ist seit vier Tagen tot. Wieder mal merkt man, was für zweifelhafte Sachen uns die Technik beschert hat. Sie haben keinen Wert an sich. Wir sind zurzeit auf dem Rückmarsch in vergangene Jahrhunderte. Höhlenbewohner.

Bereits 1941, als die Deutschen noch Siege feierten, war ein Deutscher öffentlich erschossen worden. Dieser war wohl ein weitsichtiger Mensch und hatte seinen Landsleuten offen gesagt, Russland werden wir nicht besiegen. Er wurde als Verräter erschossen und verbrannt.

Gegen 22 Uhr fielen hintereinander drei oder vier Bomben. Gleichzeitig heulte die Sirene los. Kein Licht.

Endlich, hinter einer zentnerschweren, mit zwei Hebeln verschließbaren, gummigeränderten Eisentür, unser Keller. Amtlich Schutzraum geheißen. Von uns Höhle, Unterwelt, Angstkatakomben, Massengrab genannt.

Ich gehöre nun seit fast drei Monaten dazu und fühle mich trotzdem noch fremd. Jeder Keller hat andere Tabus, andere Ticks.

Hier im Keller haben sie den Mauertick, alle sitzen sie mit dem Rücken gegen die Außenmauer. Bumst es, so kommt der Tüchertick hinzu. Ich weiß nicht, wogegen der Lappen helfen soll.

Das Benehmen der Soldaten ist unerhört. Nicht nur, dass sie stehlen und die Pferde wegnehmen, sie bringen es sogar fertig, die Wohnung zu durchwühlen und Fahrräder und anderes Eigentum zu rauben, Schweine, Kühe und so weiter. Die Leute, die uns von ganzem Herzen freundlich gesonnen sind, begegnen uns nach diesen Raubzügen mit Misstrauen. Ja, manchmal feindselig.

Ich schaue mich um, notiere, die Bäckersfrau voran, zwei feiste rote Bäckchen unterm Lammfellkragen, die Apothekerwitwe, die einen Samariterkurs

absolviert hat und manchmal hier unter den anderen Frauen auf zwei zusammengestellten Stühlen die Karten legt, mir gegenüber, in Decken eingewickelt, ein fiebrig schwitzender älterer Herr, Kaufmann von Beruf. Ihm zur Seite, seine Gattin, die Hamburgisch spitz spricht, und die 18-jährige Tochter, ausgerechnet Stinchen gerufen. Ich selber, blasse Blondine, stets im selben zufällig geretteten Wintermantel, in einem Verlag angestellt, bis dieser vorigen Woche sein Ladenschloss und den Angestellten bis auf Weiteres freigab.

Sie sitzt in einer ausgebombten Wohnung, hat ein Heft gefunden, zufällig, kostbares, kostbares Papier, und da sitzt sie und schreibt in diesen Minuten, manchmal halben Stunden, die ihr bleiben, dann zieht sie sich in irgendeine Ecke zurück und schreibt nieder, was passiert ist.

Von der ersten Zweigenfassung von den Tagebüchern zu dem Typoskript, da hat sie eben aus Stichworten und Notizen zum Teil Formulierungen gemacht, da hat sie aufgefüllt, was sie noch erinnert hat, was vielleicht auch gar nicht in den Tagebüchern drin steht. Es gab eine große Debatte drum, sind diese Aufzeichnungen denn authentisch, sind das auch ihre? Das ist unstrittig, denn sie hat sowohl sämtliche Buchausgaben als auch diese Version jetzt, die ganz leicht nur abweicht von der ersten deutschen Ausgabe von '59. Sie hat die alle autorisiert und gesagt, ja, das ist mein Buch.

Von dem Gelfand ist zu sagen, dass er kurzzeitig an direkten Frontkämpfen teilgenommen hat und in dieser Zeit auch wenig niedergeschrieben hat, sondern immer dann, wenn Ruhepausen waren.

Es gab kein offizielles Verbot, ein Tagebuch zu schreiben. Schwierig war natürlich die organisatorische Seite. Wann findet man Zeit, wo findet man Material, wie transportiert man ein Tagebuch, wie schleppt man so viel Tagebuch mit sich herum, wenn man tatsächlich im Schützengraben steht?

Der Authentizitätsgrad ist derart, dass die Niederschrift und das Ereignis häufig nur ein paar Tage auseinander liegen.

Nichts in diesem Tagebuch deutet darauf hin, dass er irgendeine Formulierung mit Bedacht gewählt hat, weil er meinte, sie müsste irgendeinem Fremden klar sein. Er hat für sich geschrieben.

Ende Januar 1945

Wir leben vom Beutegut. Wodka gibt es im Überfluss. In jedem Dorf, bei jedem der deutschen Kolonisatoren gab und gibt es weiterhin eine eigene Schnapsbrennerei. Die Leute trinken ganz ordinäres Destillat bis zum Vollrausch. Viele verbrennen sich die Innereien, doch das hält sie nicht ab. Ein Soldat hat sich damit vergiftet und ist gestorben.

Kein Strom. Am Balken über mir blagt die Petroleumlampe. Draußen dickes Gebrumm, anschwellend. Der Tüchertick tritt in Tätigkeit. Ein jeder windet sich das bereit gehaltene Tuch um Nase und Mund. Ein gespenstischer Türkenharem. Eine Galerie halbverhüllter Totenmasken. Nur die Augen leben.

Bis Posen sind es noch neunzig Kilometer. Die jungen Frauen schenken uns ihre Aufmerksamkeit und begrüßen begeistert ihre Befreier.

Samstag, 21. April 1945, zwei Uhr nachts

Bomben. Die Mauern schwankten. Meine Finger zittern noch am Füller. Ich bin nass, wie nach schwerer Arbeit.

Ich schreibe. Es tut gut. Lenkt mich ab. Und Gerd soll es lesen, falls er wiederkommt. Falls er überhaupt noch. Nein. Ausgestrichen. Man darf es nicht heraufbeschwören.

26. Januar 1945

Es ist noch dunkel. Jetzt sind wir auf dem Vormarsch. 50 Kilometer sind zu marschieren. Heute werden wir in Deutschland sein.

Kurz nach drei kam die Entwarnung. Ich zog Kleid und Schuhe aus und fiel ins Bett, das ständig aufgeschlagen ist. Fünf Stunden Tiefschlaf. Das Gas streikt.

28. Januar 1945

Deutschland. 38 Kilometer seit dem letzten Nachtlager. Gestern.

Damit haben wir in zwei Tagen 90 Kilometer geschafft. Deutschland hat uns unwirtlich empfangen, mit Schneegestöber, heftigem Wind und leeren, fast ausgestorbenen Dörfern. Die Leute hier, die Deutschen, fürchten den Zorn der Russen. Sie fliehen und lassen all ihr Hab und Gut zurück.

Hab soeben mein Bargeld gezählt. 452 Mark.

Mir ist, als könnte das Zeug allenfalls noch als Andenken gelten. Als Bildchen aus versunkenen Zeiten.

Die Grenze erreichten wir an einem sehr breiten, wasserreichen Fluss.

Auf der anderen Seite nichts als Wälder und Hügel. Durchschnittenes Gelände. Nicht weit von Berlin. Deutschland steht in Flammen. Und es stimmt ein, irgendwie froh, diesem bösen Schauspielball beizuwohnen. Tod um Tod, Blut um Blut. Mir tun diese Menschenhasser, diese Tiere, nicht leid.

Unendlicher Regen. Bin zu Fuß in die Parkstraße marschiert und hab mir zu meinen Papierbildchen noch ein Packen hinzugeholt. Der Prokurist zahlte mir den letzten Monatslohn und erteilte mir Urlaub. Der ganze Verlag hat sich in Luft aufgelöst.

30.01.1945

Man gibt uns keine Zeit auszuruhen. Heute kamen wir um 5 Uhr hier an. Und um 7 mussten wir schon wieder hoch. Also konnte ich gerade mal zu Abend essen. Es gibt natürlich niemanden, auf den ich deswegen sauer sein könnte. Jeder unserer Schritte ist von größter historischer Bedeutung.

Niemand verbietet uns, den Deutschen das zu nehmen und zu zerstören, was sie zuvor bei uns geraubt haben.

Habe mich mit Geld eingedeckt. 70.000 Deutsche Mark. Zwischen dem deutschen Geld fand ich auch 10 sowjetische Rubel. Ich bin überaus zufrieden.

Hab im Bäckerladen Brötchen gekauft. Noch sind die Borde scheinbar voll. Man sieht keine Kaufangst.

Ging hinterher zur Kartenstelle. Heute war mein Buchstabe für die Abstempelung der Kartoffelabschnitte 75 bis 77 dran. Wozu eigentlich diese Stempel Ei? Keiner weiß es. Doch alle gehen hin, nehmen an, dass es schon irgendeinen Sinn hat.

03.02.1945

Ein Wald an der Oder. Habe mein Tagebuch zurückgelassen. Wir bewegen uns in Richtung Fluss, wo gerade sehr schwere Gefechte stattfinden. Ich komme nicht zum Ausruhen.

Nachts war ich damit beschäftigt, die Taschen von überflüssigen Beutekrempeln zu befreien. Man kann ja nicht alles mitschleppen.

Die Deutschen haben Angst, sind feige. Irgendwie sind sie alle dumm und beschränkt, wie Götzen. Was ich bei all dem, was ich früher von ihnen dachte, nicht im Geringsten erwartet hätte.

Durch den Regen zockelten Karren in Richtung der Stadt, mit pitschnassen Planen verhängt, darunter Soldaten. Ich sah zum ersten Mal dreckige, graubärtige Typen, die richtigen Frontschweine, alle alt. Vor den Karren Panierpferdchen, dunkel vor Nässe. Sieht nicht mehr nach motorisiertem Blitzkrieg aus.

06. oder 07.02.1945

Bis Berlin sind es 70 Kilometer. Und bis zum Ende des Krieges... noch weit, wie es scheint. Die Deutschen leisten nicht nur Widerstand, sondern sind sogar in der Lage, uns aufzuhalten.

Auf dem Heimweg drang ich in Professor K.'s verlassenen Garten ein. Hinter der schwarzen Hausruine pflückte Krokus und brach Flieder. Trug einen Teil davon zu Frau Goltz.

Die Blumen, die wunderschönen Blumen. Dabei liefen ihr die Tränen übers Gesicht. Auch mir war scheußlich zumute. Schönheit tut jetzt weh. Man steckt so voll tot.

16.02.1945

Es heißt, es gibt ein Frankfurt an der Oder und noch eins am Main. Und es gibt Läuse! Unglaublich, wie viele es geworden sind, seit ich in Deutschland bin. Weder in Polen noch in Bessarabien oder bei uns in Russland hatte ich so

viele Läuse. Jetzt sind es dermaßen viele, dass sie meinen Körper bevölkern wie Ferkel einen deutschen Hof.

Ich brenne heftiger und mit größerer Flamme als vor dem Bombenkrieg. Jeder neue Lebenstag ist ein Triumphtag. Man hat es wieder mal überlebt, man trotzt, man richtet sich gleichsam höher auf und steht fester auf der Erde.

Si fractus illa barto orbis in pavidum ferien ruine.

Auf der Oder ist das Eis gebrochen und hat den Übergang weggerissen. Die Trümmer sind stromabwärts davongetrieben. Die Verbindung zum rechten Ufer ist unterbrochen. So sind unsere Träume und Hoffnungen dahin. Unser Wunsch, schon bald vorzurücken und dem Einsatzgebiet in Stellung zu gehen, um Berlin in einem Schwung einzunehmen und die hitlerischen Horden endgültig zu zerschlagen. Es wird schwer werden, wieder einen Durchbruch zu schaffen. Und Gott weiß, wer von uns bis Berlin am Leben bleiben wird.

Sonntag, 22. April 1945, 1 Uhr nachts

»Gehen Sie nicht mehr in Ihren vierten Stock,« ermahnt mich die Apothekers Witwe, »und sie bietet mir ein Nachtlager in ihrer Wohnung in der ersten Etage an.«

Ich fasste an einem Schlangenschwanz Posten, stand zwei Stunden im Regen und bekam schließlich 250 Gramm Grütze, 250 Gramm Haferflocken, zwei Pfund Zucker, 100 Gramm Kaffeeersatz und eine Büchse Kohlrabi. Noch fehlen Fleisch und Wurst und Bohnenkaffee.

Vom Hunger trennen uns die neuen kleinen Vorräte. Mir machen sie Sorgen wie dem Reichen sein Geld. Sie könnten verbombt, gestohlen, von Mäusen gefressen, vom Feind geraubt werden.

17. Februar 1945, 1 Uhr nachts

Fleisch gibt es hier viel. Man muss die Tiere nicht schlachten. Die Deutschen erlegen täglich genug davon. Man isst nicht, man speist. Und alle sind so wählerisch und scheuen den Dreck, dass man die Krieger von der Weize kaum wiedererkennt.

So sehr hat sich alles verändert, seit wir in Deutschland sind.

Heute wenig Beschuss und, obwohl die Zeit dafür heran ist, bisher kein Luftangriff. Eine nervöse Heiterkeit bricht aus. Fräulein Behn kräht durch den Keller. Nun wollen wir doch mal ehrlich sein. Jungfern sind wir wohl alle nicht mehr. Sie bekommt keine Antwort.

26. Februar 1945, 1 Uhr nachts

Alexej Tolstoy ist gestorben.

Was für ein schmerzlicher Verlust, so kurz vor dem Ende des Krieges.

Für sie war der Ausbruch der Brutalität das Vorgehen der Roten Armee in Ostpreußen. Und was vorher war, war ihnen durch die damals verfügbaren Nachrichten nur teilweise bekannt geworden.

Also eigentlich war nur die direkte Botschaft durch den in Urlaub fahrenden Soldaten die Möglichkeit, einigermaßen mitzubekommen, dass hier Dorf für Dorf dem Erdboden gleichgemacht wurde, dass nur noch die gemauerten Kamine herausstanden, sonst das ganze Dorf abgefackelt war, dass alte Männer, Frauen und Kinder mit umgebracht worden waren. Es ist ja bis heute noch ein unbeleuchtetes Terrain, dass wesentlich mehr russische Zivilisten vom Leben zum Tode befördert worden sind als Angehörige der Roten Armee. Das wissen wir heute noch nicht genügend und damals schon gar nicht.

Das muss man sich also klar machen, dass der Wissensstand desjenigen Berliners, der die Stadt nicht verlassen hatte, der selbst nicht im Krieg gewesen war, im Wesentlichen beeinflusst war durch die Nazi-Propaganda und durch gelegentliche wahre Berichte von urlaubenden Soldaten.

Montag, 23. April 1945, 9 Uhr früh

Desertion erscheint plötzlich als selbstverständlich, ja geradezu als erfreulich. Ich muss an die 300 Spartaner des Leonidas denken, die in den Thermopylen standhielten und fielen, wie das Gesetz es befahl. Das hat man in der Schule gelernt, man hieß es uns bewundern. Mag sein, dass da und dort 300 deutsche Soldaten sich ähnlich verhalten, drei Millionen tun es nicht.

Je größer, je zufälliger der Haufen, desto geringer die Chance für Schulbücher-Heldentum.

Im Befehl des Oberkommandierenden heißt es, das Offizierskorps solle in den nächsten Tagen die Mannschaften auf Gefechte auf großstädtischem Terrain vorbereiten.

Ach, fast hätte ich es vergessen. Unsere Division hat den Suworow-Orden zweiter Klasse bekommen und wurde, so wird erzählt, für den Rotbanner-Orden und den Rang einer Gardedivision vorgeschlagen. Da wird Oberst Antonow wohl befördert werden, dieser Held, obwohl ihn viele wegen seiner Strenge und Schrulligkeit nicht mögen, vielleicht auch, weil er Zigeuner ist. Es gibt ja immer noch Leute mit nationalistischen und chauvinistischen Vorurteilen.

Gegen Mitternacht fiel ich vor Müdigkeit fast von meinem Kellerstuhl und torkelte die glasbestreute Wendeltreppe hinauf in den ersten Stock, wo ich auf der Couch bei der Apothekers Witwe schlief, bis gegen sechs Uhr. Ich hörte verwundert, dass zwischendurch eine Bombenserie gefallen sei. Hab sie glatt überschlafen.

1. März 1945

Den halben Tag habe ich eine Uhr schusiert. Das Wort »schus« ist erst vor kurzem in Umlauf gekommen, und niemand weiß, von wem es erfunden

wurde. Offensichtlich ist es zusammen mit dem Beutekrepel zu uns gelangt, der, ohne das, was »schus« beschreibt, nicht aufbewahrt, sondern als unbrauchbar weggeworfen würde.

Überhaupt kein Befehl mehr, keine Nachrichten, nichts. Es kümmert sich kein Schwein mehr um uns. Wir sind plötzlich Individuen, keine Volksgenossen mehr. Alle alten Bindungen zwischen Freunden und Kollegen sind tot, soweit Entfernungen zwischen ihnen liegen, die mehr als drei Häuser weit sind. Der Höhlenhaufen, die Familie, wie in Urzeiten.

Der Horizont reicht hundert Schritte weit.

04.03.1945

Ein Brückenkopf am westlichen Oderufer. Nachts haben wir den Fluss überschritten. Es regnete. Bis zur Dunkelheit wurden wir von MGs, Artillerie, Flugzeugen und nicht zuletzt von Panzern beschossen.

In der Nacht hat ein Fuhrwerk meine Tasche gebracht, in der die Tagebücher waren. Bis zur Dunkelheit brachte ich meine Gedanken im Tagebuch zu Papier.

Beim Bäcker hieß es, die Russen stünden nun bei Weißensee und Rangsdorf. Im Rangsdorfer Strandbad habe ich oft gebadet. Ich spreche es versuchsweise laut vor mich hin. Die Russen in Rangsdorf. Es will nicht zusammenklingen. Im Osten heute feurig roter Himmel, endlose Brände.

13.03.1945

Uns steht Marineinfanterie gegenüber, die Bataillone von vierhundert Mann Stärke anbietet. Ein ernstzunehmender Gegner.

An der Ecke plötzlich Geschrei und aufgeregtes Gerenne. Bei Bolle wurde ein Lastwagen entladen.

Fässerweise trug man Butter ins Haus, ranzige Ware, die verteilt werden soll. Ein Pfund pro Nase, und zwar, das ist das Beängstigende, gratis.

Ich drängelte ein paar Minuten mit, schnappte dabei was auf von Reserven, Verstärkungen und deutschen Panzern im Anmarsch von irgendwoher. Ich ließ dann die Butter Butter sein, mag mich nicht drum schlagen. Heute wenigstens noch nicht.

Vielleicht muss ich's bald lernen.

21.03.1945

Neudamm. Ich hatte Glück. Musste nur fünf Kilometer zu Fuß wandern, den Rest fuhr ich im Wagen mit. Heute habe ich 30 Kilometer geschafft.

In einem Haus stieß ich auf die Leiche einer hässlichen alten Frau und erschauerte vor Entsetzen. Sie lag wie ein Stück Holz in einem zerfledderten Bett. Ich schlug schnell die Tür zu, ging hinaus und spuckte angewidert aus.

Ich ging um das Haus, öffnete eine Tür auf der Rückseite und erstarrte. Wieder eine Leiche, ein alter Deutscher. Ich floh aus diesem finsternen Haus, und der Wind pfiff mir wütend hinterher, ließ die Türen schlagen und die Fenster klappern.

Daunen wirbelten umher, und die Wipfel rauschten.

Dienstag, 24. April 1945

Was ist solch ein Großstadt-Säugling doch für ein armes Luder, wenn der kunstvolle Mechanismus seiner Milchversorgung zerbricht. Selbst wenn die Mütter jetzt noch halbwegs zu essen haben und selber nähren können, über dem, was gnadenlos für uns alle heranrückt, wird ihnen der Quell versiegen. Zum Glück ist das Kleinste in unserem Keller schon anderthalb Jahre alt.

Mädchen in Zivil schauten aus einem Fenster. Ich sah genauer hin, und schon waren sie verschwunden. Als ich näher heranging, kamen sie aus dem Haus, überquerten stolz die Straße und versteckten sich im Eingang eines großen dreistöckigen Gebäudes.

Ich blieb stehen. Ihre sympathischen Gesichter und die Kleider hatten meine Aufmerksamkeit erregt. Sind das wirklich Deutsche? dachte ich. Ich war ja noch nie einem schönen Fräulein begegnet.

Der Osten brennt. Es heißt, die Russen stehen schon an der Braunauer Straße. Ausgerechnet Braunau. Der Ort, an dem Adolf das Licht der Welt erblickte.

Mittwoch, 25. April 1945, nachmittags

Ich stand um sieben Uhr auf, der Tag begann mit bebenden Mauern. Nun tobt die Schlacht auf uns zu. Kein Wasser mehr, kein Gas. Ich wartete eine halbwegs ruhige Minute ab und jagte die vier Treppen hoch in meine Dachwohnung. Wie ein Tier in seine umstellte Höhle, so schlich ich mich in die Zimmer stets zu hastigem Rückzug bereit, griff mir etwas Bettzeug und Waschkram und floh damit abwärts in den ersten Stock zur Witwe.

Wir vertragen uns gut miteinander. Man lernt sich schnell kennen in solchen Tagen.

04.04.1945

Nacht, Bärwalde. Ich bin jetzt bei der Division und verstehe immer noch nicht den Grund, warum ich hier bin.

Bereits zu Beginn meines Aufenthaltes in Bärwalde war ich in die Redaktion gegangen und hatte meine Gedichte vorgestellt. Hauptmann Scherzdorbitow, der Assistent des Redakteurs, war sehr liebenswürdig.

Es stellte sich heraus, dass er ebenfalls schreibt. Die Gedichte gefielen ihm, und er fragte, ob ich einige für die Redaktion abschreiben könne. Nie habe ich das Sprichwort »Not lehrt Beten« gemocht.

Es klingt so hühnisch, so wie »Not lehrt Betteln«. Ein Gebet von Angst und Not erpresst aus dem Munde solcher, die an guten Tagen nichts vom Gebet wussten, ist klägliches Gebettel. Unsere Sprache wird recht haben, wenn sie die Wörter »beten« und »betteln« ähnlich wie »Brüder« formte.

12.04.1945

Endlich in Küstrin. Habe es heute inspiziert. Eine große, jedoch bis auf die Grundmauern zerstörte Stadt. Stellenweise sind Keller ganz geblieben. Selten das Erdgeschoss der riesigen Gebäude. Eine Antwort auf Stalingrad, wenn auch eine milde.

Denn in Stalingrad waren selbst die Keller dem Erdboden gleichgemacht worden.

Die Straßen beginnen zu grünen. Die Natur, nein, die stoppt niemals und wird den Blick des Menschen immer mit ihrer frischen Pracht erfreuen.

Im Keller wiederum. Gegen 18 Uhr. Hab hier unten geduselt, bis die Henny vom Bäcker kam und meldete, dass ein Volltreffer in die Drogerie neben dem Kino gegangen sei. Der Inhaber war gleich tot.

Ach bitte! Wie ist der Mann kaputtgegangen?

So reden wir jetzt. So sind wir sprachlich heruntergekommen.

Man kommt der drohenden Erniedrigung auch sprachlich entgegen.

Das Bild der russischen Soldaten von den Deutschen war ja nicht nur durch die stalinistische Propaganda beeinflusst, sondern in noch viel stärkerem Maße, was sie mit ihren eigenen fünf Sinnen hatten wahrnehmen können, als sie von der Linie Stalingrad, Moskau, Leningrad in den Jahren 1943, 1944, 1945 immer weiter nach Westen vorgerückt sind und gesehen haben, was mit Russland gemacht worden war durch die Deutschen. Also die brauchten im Grunde nicht groß durch die Kriegspropaganda der Roten Armee angestachelt zu werden, denn ihr Hass hat sich gebildet durch eigene Anschauungen.

13.04.1945

Brückenkopf hinter der Oder, westlich von Küstrin.

Gerade ist mit der Post die für mich tragischste und bitterste aller Auslandsmeldungen eingetroffen. Roosevelt ist tot.

Wie sehr habe ich ihn immer geschätzt und geachtet. Allein er hat es vermocht, der amerikanischen Politik eine scharfe und gründliche Wendung gegen den Faschismus und die Reaktion zu geben.

Donnerstag, 26. April 1945, 11 Uhr morgens

Ich schreibe mit zittrigen Fingern. Noch atmen wir Kalkstaub. Vor dreißig Minuten ist ein Volltreffer in den vierten Stock gegangen. Bin außer Atem,

komme im Galopp aus meiner Dachwohnung. Ein Saustall aus Kalkbrocken, Splittern und Glasscherben.

Lebe wohl, du mein kurzes Beinahr zu Hause, bist einstweilen unbewohnbar.

16.04.1945

Der Feind ist nervös. Ahnt wohl etwas. Heute gegen Abend sollten wir in Berlin sein.

Also werde ich von nun an bei der Witwe hausen. Ihr ist es sehr recht. Sie hat Angst, zu allein in der Wohnung zu sein.

18.04.1945

Das Schloss eines deutschen Magnaten. Welche Pracht! Und was für ein Luxus! Das Schloss ist fast völlig unversehrt.

Nur an einer Stelle gibt es ein kleines Einschussloch. Auf allen Seiten ist das Schloss von einem Teich umgeben, in dem sich das Gebäude wunderschön spiegelt. Man kann sich nur schwer vorstellen, dass hier ein einziger Mensch gelebt hat, dem dies alles gehörte.

Von jetzt an gehört es übrigens uns. Jetzt ist es alles sowjetisch. Und ich empfinde heute voller Freude, wie großartig unser Sieg ist.

Etliche Stunden später, gegen 18 Uhr, wieder im Keller. Ich konnte in der Zwischenzeit etwas schlafen, war ganz schön besoffen, nachdem ich mit der Witwe die angerissene Burgunderpulle geleert hatte. Erwachte taumelig, mit bitterem Mund, fand nicht sogleich Anschluss an die petroleumflackernde Unterwelt.

Bis ich Leute hinausrennen sah und sie nach Säcken rufen hörte. »Los, drüben in den Baracken holen sie Kartoffeln raus.«

»Ich?« »Mit der Witwe hin.« Der Feind machte gerade Pause, es war ziemlich ruhig.

Nicht weit von hier wird gekämpft. Alle wollen schnell nach Berlin. Und die Trosse holen die Vorhut ein, der Nachschub schließt zu den Trossen auf. Jetzt ist es nicht mehr weit bis Berlin. 40 Kilometer vielleicht, wenn nicht sogar weniger.

Wir drängen uns durch den menschenwimmelnden Gang, stolpern glitschige Stufen abwärts, landen in stinkenden, faulenden Kartoffeln, klauben uns Brauchbares heraus, füllen die Eimer mit Kartoffeln. Um uns wieder Geknatter und Gedröhne, keiner schert sich darum, dass Plünderfieber hat sie alle ergriffen.

Nachzutragen. Ein Bild, das ich auf der Straße sah.

Ein Mann schob einen Handkarren, auf dem brettsteif eine tote Frau lag. Graue Strähnen, lose flatternd, blaue Küchenschürze. Die dünnen, grau bestrumpften Beine stakten lang über das hintere Karrenende hinaus.

Kaum einer sah hin, war, wie früher einmal, die Müllabfuhr.

Das ist ein authentisches Zeugnis. Authentischer geht es schon mal gar nicht.

Kein schriftliches Zeugnis kann authentischer sein als dieses. Noch authentischer ist nur das gesprochene Wort unmittelbar nach dem Erlebnis. Ich denke, eine Authentizitätsdebatte dürfte es nicht geben, zumindest nicht bei diesem Buch.

Es wird eine Debatte geben über die Bedeutung eines solchen Berichtes, eines solchen Lebensberichtes. Was sagt uns das Zeugnis eines einzelnen Mannes? Kann uns ein einzelnes solches Bild etwas Grundsätzliches sagen über das Verhalten von Rotarmisten im Krieg?

Und es sind bestimmt Formulierungen drin, die authentisch sind und die sie genauso damals aufgeschrieben hat. Zum Beispiel gibt es da so Stellen, wo sie mit einer gewissen Häme bemerkt, dass die Likörfabrikantin oder die Bäckerin, die immer in all den schweren Zeiten irgendwas zu tauschen hatten, immer zu essen hatten und deswegen am fettesten sind von allen Frauen, auch die ersten sind, auf die die Soldaten dann scharf sind, die sie vergewaltigen wollen.

Und das vermerkt sie mit einer gewissen Boshaftigkeit und sowas könnte man im Nachhinein, wenn man besser dastehen will, durchaus wegstreichen. Das hat sie nicht getan. Aber natürlich ist es so, dass der Text einen Rhythmus hat und einen Verlauf hat und einen Fluss hat. Den hat er bestimmt in der Form nicht gehabt.

Ich verstehe diese Debatte auch nicht. Ich glaube, die Bewegung war diejenige. Jemand hat gesagt, das ist kein normaler Text, das ist ein zeithistorisches Dokument. Ein zeithistorisches Dokument sollte aber möglichst in der rohen Skelettform erscheinen, nämlich so, wie es damals gemacht wurde. Das wollte sie natürlich nie, denn sie wollte ja dann ein Buch daraus machen, das die Leute auch lesen.

Ich glaube, hohe Tagebuchnotizen hätten lange auch nicht die Wirkung gehabt, denn sie hat auch schon auf dieses Buch hin üble Reaktionen bekommen. Ich glaube auch, dass die Stärke des Buches tatsächlich in der Art und Weise liegt, wie sie beschreibt, was sie erlebt hat. Ich bin Gott froh, dass sie diese Tagebuchnotizen ein bisschen ausgeführt hat.

25.04.1945, Berlin, Spree

Die Infanterie hat bereits gestern und vorgestern Nacht die Spree überschritten und ist in Gefechte am Bahndamm verwickelt. Und wir, der Divisionsstab, hatten bislang an einer der Uferstraßen eines Berliner Vorstadtbezirks in

großen, halb zerstörten, mehrstöckigen Gebäuden Stellung bezogen. Jetzt sind wir ausgerückt und warten am Spreeufer.

Wir werden übersetzen.

Freitag, 27. April 1945

*Tag der Katastrophe, Wilder Wirbel, notiert Samstagvormittag
Es begann mit Stille, allzu stille Nacht.*

Gegen Mitternacht meldete Fräulein Behn, dass der Feind bis an die Schrebergärten vorgedrungen sei und die deutsche Linie bereits vor uns liege.

Heute habe ich zum ersten Mal im Keller voll kurz gesagt, dass ich etwas Russisch kann, dass unter dem von mir in jungen Jahren abgegrastem Länderdutzend sich auch das europäische Russland befand.

Zwischen 25. und 27. April 1945

Die Ereignisse folgen derart rasch aufeinander, dass der Verstand es kaum schafft, sie zu erfassen. Vorgestern in einem Berliner Außenbezirk.

Ich fuhr Fahrrad. Ich hatte übrigens einen Tag zuvor gelernt, wie man sich auf diesem, wie mir scheint, wunderbaren Gerät fortbewegt, und begegnete einer Gruppe deutscher Frauen mit Bündeln, Packen und Koffern. Die Einwohner kommen zurück, dachte ich, drehte zwei Runden auf der Straße und versuchte, sie mir näher anzusehen.

Plötzlich aber bestürmten sie mich alle und redeten unter Tränen auf mich ein. Ich musste unbedingt herausfinden, was diese Frauen quälte.

Ich fragte die Frauen in gebrochenem Deutsch, wo sie wohnen, und erkundigte mich, warum sie ihre Häuser verlassen hatten.

Schreckerfüllt erzählten sie von dem Leid, das ihnen die Sturmtruppen in der ersten Nacht, als die Rote Armee einrückte, zugefügt hatten.

Ich schlief bis gegen fünf Uhr früh, hörte dann im Vorraum jemand herumgeistern. Es war die Buchhändlerin, sie kam von draußen, fasste mich bei der Hand, flüsterte.

»Sie sind da!« Wer? Die Russen? Ich bekam kaum die Augen auf. Ja, soeben sind sie bei Meier, dem Spirituosenladen, durchs Fenster eingestiegen.

Ich horchte an der zersplitterten, nicht mehr verschließbaren Hintertür.

Alles still, die Küche leer. In der Kniebeuge kroch ich zum Fenster hin. Die morgenhelle Straße lag unter Beschuss.

In der Luft knattern Dutzende bissiger Bostons, in Begleitung unserer Jäger. Sie fliegen zum Zentrum Berlins, um die Ecke biegt russische Vierlings Flak. Vier eiserne Giraffen, drohende, turmhohe Hälse.

Zwei Männer stapfen die Straße hinauf, breite Rücken, Lederjacken, hohe Lederstiefel. Durch die zerbrochenen Scheiben weht Benzinduft in die Küche.

Als unsere Soldaten kamen, wurden alle in den Keller getrieben. Die jüngste der erwachsenen Frauen und wohl auch die schönste nahmen sie mit und vergingen sich an ihr.

»Sie haben mich hier gestoßen, erzählten die schöne Deutsche und raffte ihren Rock. »Die ganze Nacht, und es waren so viele, ich war Jungfrau,« seufzte sie und begann zu weinen.

»In unserem Torweg putzt ein junger Kerl ein Motorrad, eine fast neue deutsche Zündapp-Maschine. Er hält mir den Lappen hin, fordert mich mit Gesten auf, weiter zu putzen. Als ich ihm auf Russisch sage, dass ich dazu keine Lust habe und sogar dazu lache, blickt er mich überrascht an und lacht dann zurück.

Ich spüre, wie einige Ängste von mir weichen. Schließlich sind ja auch Russen bloß Männer, denen man auf irgendeine weibliche Art mit Listen und Kniffen beikommen könnte, die man hinhalten, ablenken, abwimmeln kann.

»Sie haben vor meinen Augen meine Tochter vergewaltigt,« warf die arme Mutter ein. »Und sie können noch mal wiederkommen und mein Mädchen erneut vergewaltigen.« »Bleib hier,« bedrängte mich das Mädchen plötzlich. »Du wirst mit mir schlafen. Du kannst mit mir machen, was du willst, doch nur du allein. Ich bin zu allem bereit, was du willst. Nur rette mich vor all diesen Männern.«

Ich spüre ein fremdes, schwer fassliches Etwas in der Luft, böse und bedrohlich. Manche Kerls blicken so scheu an mir vorbei, tauschen Blicke.

Einer verwickelt mich in ein Gespräch, will mich abseits in den Hof locken, weist auf zwei Uhren an seinem haarigen Unterarm, von denen er mir die eine schenken will, wenn ich mit ihm.

Ich weiche in den Kellergang zurück, drücke mich über den Innenhof, meine schon, ich hätte ihn abgeschüttelt, da steht er plötzlich neben mir und schlüpfte mit in unseren Keller. Er taumelt von Balken zu Balken, leuchtet mit einer Stablampe die Kellergesichter ab, wohl vierzig an der Zahl. Lässt den Lichtkegel zuckend auf Frauengesichtern verweilen.

Sie zeigte alles, sprach über alles, und nicht, weil sie vulgär war. Ihr Kummer und ihr Leid waren stärker als ihre Scham und ihre Schüchternheit.

Und jetzt war sie bereit, sich vor den Leuten ganz auszuziehen, nur damit man ihren gequälten Körper nicht anrühren möge. Ein Körper, der noch etliche Jahre hätte unberührt bleiben können.

Nun macht der Lichtkegel bei der Achtzehnjährigen Halt, Weißdienchen mit dem weißleuchtenden Kopf verbannt.

Drohend fragt der Russe auf Deutsch, wobei er auf das Mädchen zeigt, »Wie viel Jahr?« Ich antworte hastig auf Russisch, »Das ist eine Studentin, sie ist achtzehn.«

Nun folgt ein Gespräch zwischen dem Mann und mir, ein hastiges Hin und Her von Frage und Antwort, das aufzuschreiben sinnlos wäre, weil es sinnlos war. Es handelte von Liebe, von wahrer Liebe, von heißer Liebe, dass er mich liebt, ob ich ihn liebe, ob wir uns lieben wollen, vielleicht, sage ich, und bewege mich schrittweise auf die Tür zu.

28.04.1945

Die Straßen von Berlin sind laut und belebt. Die Deutschen tragen alle weißen Armbinden. Sie fürchten sich nicht vor uns und spazieren auf den Straßen, wo es nur geht.

Schon sind wir draußen im halbdunklen Gang. Ich tripple rückwärts vor ihm her, er kennt sich in diesem Labyrinth nicht aus, folgt mir. Ich flüstere, dort hinüber, dort sehr schön, keine Leute. Noch drei Schritte, zwei Stufen, und wir stehen auf der Straße, mitten in der grellen Mittagssonne.

08.05.1945

Während unseres Aufenthalts hier ist zusätzliche Armeekleidung eingetroffen. Die Leute wurden neu eingekleidet, konnten sich in der Banya waschen und gewannen ein neues, frisches, feierliches Aussehen. Die ehemaligen Frontkämpfer haben sich bis zur Unkenntlichkeit gewandelt und können jetzt sehr wohl die Deutschen durch ihre Haltung, Sauberkeit, Munterkeit und Lebensfreude in Erstaunen versetzen.

Im Keller. Beim Flackerschein eines Kerzenflämmchens erkenne ich das Kaltgesicht der Bäckerin, den zuckenden Mund. Drei Russen stehen neben ihr. Mal zerrte einer am Arm der im Liegestuhl daliegenden Frau, mal stieß der andere sie, die hochwill, wieder auf den Sitz zurück.

Es ist, als sei sie eine Puppe, ein Ding.

10.05.1945

Gestern Morgen ist das unvergessliche Geschehen. Die Deutschen haben in die vollständige, bedingungslose Kapitulation eingewilligt. Das haben die Zeitungen knapp, aber feierlich berichtet.

Ich, auf die Straße, die nun entspannt und abendfriedlich daliegt. Beschuss und Brandröte sind fern. Ich treffe ausgerechnet auf den Offizier, der soeben die Likörfabrikantin abgefertigt hat, spreche ihn in meinem höflichsten Russisch an, bitte um Hilfe. Er begreift und zieht ein saures Gesicht. Zögernd, unwillig folgt er mir schließlich.

11.05.1945

Vor einigen Tagen traf ich neben der Kantine zwei hübsche deutsche Mädchen. Wir kamen ins Gespräch. Sie meinten, ich wirke wie ein Italiener, und sagten, dass ich sehr schwarzes Haar habe, machten Komplimente, wobei ich es dann auch nicht versäumte, hierüber eine Bemerkung zu machen.

Das Wort »Kompliment« löste bei ihnen aus irgendeinem Grunde Begeisterung aus.

Im Keller noch Schweigen und Starre. Von den dreien bei der Bäckerin hat sich einer inzwischen verzogen, die beiden anderen stehen immer noch an ihrer Seite und streiten sich.

Der Offizier mischt sich in das Gespräch, ohne Befehlston, von gleich zu gleich. Ich verstehe mehrmals den Ausdruck »Ukas Stalina«, »Stalins Erlass«. Einer der beiden Ermahnten widerspricht, sein Gesicht ist zornig verzerrt.

Was denn? Wie haben's denn die Deutschen mit unseren Frauen gemacht?

Wieder redete der Offizier eine Weile ganz ruhig auf den Mann ein, dabei entfernte sich langsam in Richtung der Kellertür, hat die beiden auch schon draußen. Die Bäckerin fragt heiser, »Sind sie weg?« Ich nicke, gehe aber vorsichtshalber noch mal hinaus in den dunklen Gang.

Das Gespräch dauerte eine ganze Weile. Ich war schon spät dran zum Abendessen, und so verabschiedete ich mich von den Mädchen. Ich aß dann aber ohne Appetit, die Mädchen waren sehr hübsch und hatten mich durch ihre Schönheit und Zartheit gewonnen.

Da haben sie mich. Die beiden haben hier gelauert. Ich schreie, schreie. Hinter mir klappt dumpf die Kellertür zu. Der eine zerrt mich an den Handgelenken weiter, den Gang hinauf. Nun zerrt auch der andere, wobei er mir seine Hand so an die Kehle legt, dass ich nicht mehr schreien kann, nicht mehr schreien will, in der Angst, erwürgt zu werden. Beide reißen sie an mir.

Schon liege ich am Boden, spüre im Rücken Nass kühl die Fliesen.

21.05.1945

Wenn ich auch reichlich getrunken habe, zwei Uhr nachts, sei es drum, Gedichte wollen nicht gelingen, die Liebe kommt nicht zum Zuge, und dem Herzen ist nicht nach Ordinärem und Prostitution. Jetzt bin ich betrunken und der Kopf ist schwer, doch die nüchternen Gedanken wollen nicht aus meinem Kopf verschwinden.

Ich kroch an der Treppe hoch, raffte mein Zeug zusammen, schob mich an der Wand entlang zur Kellertür hin, drinnen starrt mich das Kellervolk an. Jetzt erst merke ich, wie ich aussehe. Die Strümpfe hängen mir auf die Schuhe herunter, das Haar ist zerzaust, die Fetzen des Strumpfhalters habe ich noch in der Hand.

Ich schreie los, Schweine ihr, zweimal geschändet, und ihr macht die Tür zu und lasst mich liegen wie ein Stück Dreck, und drehe mich um und will fort.

28.05.1945

Zu meinem Tagebuch habe ich aus irgendeinem Grund ein gespanntes Verhältnis. Ich vertraue mich ihm nur selten an in letzter Zeit, obwohl in meinem Leben außerordentlich viel geschieht.

Die Mädchen haben wieder Gefallen an mir gefunden, und ich noch mehr an ihnen.

Die Witwe hockt bei mir auf der Bettkante, sie zieht sich eben die Schuhe aus, da, Gepolter, Getöse.

Arme Hintertür, kümmerlich errichtetes Bollwerk, man hört Gescharr und Geschiebe und viele grobe Stimmen, wir starren uns an, einer, zwei, drei, vier Kerle, alle schwer bewaffnet, das Automatengewehr an der Hüfte.

Was soll ich tun? Leise kriech ich aus dem Bett, horch in der Tür eine Weile zur Küche hin, wo anscheinend getrunken wird, husche dann durch den stockdunklen Flur.

Eben will ich die Treppe aufsteigen, da umfasst mich von hinten im Dunkeln einer, der lautlos hinterdrein schlich.

Rasenplätzen, Schnapsdunst, mein Herz hüpfte wie verrückt, ich flüstere, ich flehe, nur einer, bitte, bitte, nur einer, meinetwegen Sie, aber schmeißen Sie die anderen raus. Er verspricht es flüsternd und trägt mich wie ein Bündel auf beiden Armen durch den Korridor.

03.06.1945

Heute bin ich im Regiment. In letzter Zeit habe ich eine Menge Abenteuer erlebt, habe viel Neues gesehen, bin aber zum Müßiggänger und Schürzenjäger geworden. Träume weiterhin vergebens von der Liebe, und sei es zu einer Deutschen, wenn sie nur klug ist, hübsch und reinlich, und wenn sie mich vor allem treu liebt.

Und nun sitze ich hier am Küchentisch und schreibe, schreibe, schreibe mir allen Wirrsinn aus dem Kopf und Herz.

Wobei mir die seltsame Vorstellung einfällt, eine Art Wachtraum, der mir heute früh kam, als ich nach Petkers Weggang vergeblich einzuschlafen versuchte. Es war mir, als läge ich flach auf meinem Bett und sähe mich gleichzeitig selber daliegen, während sich aus meinem Leib ein leuchtend weißes Wesen erhob, eine Art Engel, doch ohne Flügel, der steil aufwärts schwebte. Es soll nicht mein Ich sein, dem dies geschieht.

09.06.1944

Nach eine Uhr nachts. Aufstehen ist Morgen um sieben. Ich bin wieder in einer Granatwerferkompanie. Jedoch in einem anderen Bataillon.

Dienstag, 01. Mai 1945, 15 Uhr

Rückschauend auf Samstag, Sonntag, Montag. Vor mir im Bett liegt Herr Pauli, Untermieter der Witwe und heimgeschickter Volksstürmmann. Am Samstagnachmittag kreuzt er überraschend auf. Nun ist er krank, hat Neuralgie.

Meine Hände zittern, die Füße sind Eis. Was heißt Schändung? Als ich das Wort zum ersten Mal laut aussprach, Freitagabend im Keller, lief es mir eisig den Rücken herunter.

Jetzt kann ich es schon denken, schon hinschreiben mit kalter Hand. Ich spreche es vor mich hin, um mich an die Laute zu gewöhnen. Es klingt wie das Letzte und Äußerste, ist es aber nicht.

Sie war diejenige, die am meisten mitbekommen hat von dem, was sich auf der anderen Seite abspielt, was sich unter den Besatzern, unter den Soldaten abspielte. Und sie hat diese Soldaten noch nicht mal so sehr als die Masse der uniformierten Männer wahrgenommen, sondern sie hat sie als Individuen gesehen. Und sie hat jeden Einzelnen von ihnen, der ihr näherkam, auch auf diese unangenehme, auf diese schreckliche, auf diese gewaltsame Weise näherkam, sehr, sehr genau beobachtet und konnte zu jedem was sagen.

Also sie konnte zu jedem ein Gefühl entwickeln. Es ist nie so wie in Aufzeichnungen zum Beispiel von Ruth Andreas Friedrich oder anderen, dass das so globalisiert wird und allgemein gesagt wird. Wir sind voller Hoffnung oder wir sind voller Angst, sondern es ist immer ihre Angst und ihr Schrecken und es ist ihr Gegenüber, von dem sie erzählt.

Mir fällt auf, der Ton, den sie hat, ist wirklich so eine Art Gottfried-Bennscher Ton, eine ganz intensive und sehr mitleidlose Fremd- und auch Selbstbeobachtung. Das geht immer so durcheinander. Ich selber kenne nun so ein Zeugnis nicht, weil es eben vom Stoff her einzigartig ist. Vom Stilistischen, denke ich, atmet es ein bisschen den Geruch der Vor-Nazi-Zeit.

Für mich war das deswegen ganz wichtig, weil es eben nicht wie viele andere so generalisiert. Zum Beispiel gibt es diese Erinnerungen, wo dann immer beschrieben wird, wie erhebend das war, das erste Streichkonzert wieder zu hören.

Und ich habe das nicht so richtig geglaubt. Das ist so ein bisschen wie die Frage, die ich immer an meine Eltern gestellt habe, wie war das denn eigentlich wirklich? Und sie haben immer auf relativ vage Art und Weise gesagt, das war alles ganz schrecklich und die Bomben und die ganze Nazi-Zeit war ganz furchtbar. Aber man kriegte nie die genaue Auskunft, was passierte mit denen, die da wirklich innen drin waren in diesen Zeiten.

Augen zu, Zähne fest zusammengebissen, kein Laut. Bloß als das Unterzeug krachend zerreißt, knirschen unwillkürlich die Zähne. Die letzten heilen Sachen.

10.06.1945

Ich stand bereits an der Schwelle zu Ruhm, Größe und Glück. Doch ist diese Tür ungerechterweise und unvermittelt vor meiner Nase zugeschlagen, nachdem sie ohne Ausnahme all jene durchließ, die neben mir, ja, sogar hinter mir schritten.

Auf einmal Finger an meinem Mund, Gestank von Gaul und Tabak. Ich reiße die Augen auf. Geschickt klemmen die fremden Hände mir die Kiefer auseinander. Aug in Auge. Dann lässt er über mir aus seinem Mund bedächtig den angesammelten Speichel in meinen Mund fallen. Erstarrung. Nicht Ekel, bloß Kälte.

Das Rückgrat gefriert, eisige Schwindel kreisen um den Hinterkopf. Ich fühle mich gleiten und fallen tief durch die Kissen und die Dielen hindurch, in den Boden versinken. So ist das also.

Als ich aufstand, Schwindel, Brechreiz, sagte dann laut, verdammt, und fasste einen Entschluss. Ganz klar, hier muss ein Wolf her, der mir die Wölfe vom Leib hält. Offizier, so hoch es geht, Kommandant, General, was ich kriegen kann.

Jetzt haben Sie im Radio berichtet, dass eine neue Medaille für die Einnahmen Berlins gestiftet wird. Ich werde sie wohl nicht bekommen, so wie ich auch keine der anderen Auszeichnungen erhalten habe, für die ich vorgeschlagen war. Und wieder sind heute alle Offiziere ausgegangen, machen Bekanntschaften.

Wollte es schon für den Tag aufgeben, da tat sich an der Wohnung gegenüber die Tür auf. Ein besterter, groß, schwarzlockig, gut genährt. Wie er mich mit dem Eimer sieht, lacht er mich an, Radebrecht, du, Frau? Ich lache zurück, überschütte ihn mit meinem besten Russisch.

Er ist entzückt, seine Sprache zu hören. Er heißt Anatol so und so, ist Ukrainer.

16.06.1945 oder 17.06.1945

Eine schöne Aufgabe, die man mir da aufgebummt hat: die Akademie der Wissenschaften zu plündern. Nie im Leben hätte ich gedacht, dass ich zu so einer schmutzigen Sache fähig wäre.

Doch Leute und Umstände zwingen mich dazu. Eine schändliche Barbarei im Tempel der Wissenschaft ist das, und nichts anderes.

Im Übrigen merkwürdig geringe Wirkung der Offizierssterne auf die Mannschaften. Ich war enttäuscht. Keiner fühlte sich in seiner Gemütlichkeit durch Anatols Rang gestört. Anatol setzte sich auch ganz friedlich dazu und lachte und quatschte mit den anderen, punchte ihnen die Gläser voll und ließ sein Kochgeschirr kreisen.

Mir wird etwas bange für mein Tabu.

24.06.1945

Einige Tage vor dem Erlebnis, von dem hier die Rede sein soll, war ich in diverse Medizinbücher vertieft, die unter anderem von Impotenz handelten.

Die Gefahr, für immer die Fähigkeit zum Geschlechtsakt zu verlieren, schreckte mich jetzt mehr als jemals zuvor, und ich beschloss, meine Schüchternheit und meine Empfindsamkeit zu überwinden.

Ich trank an diesem Abend viel, wollte viel trinken, betrunken werden, was mir auch gelang. Daher Erinnerungslücken.

Den Anatol finde ich neben mir wieder, seine Waffen und Sachen rings um das Bett gebreitet. Die vielen Knöpfe und Taschen und was er alles drin hat. Freundlich, zutunlich, kindlich. Aber Mai geboren, Stier, Stier.

Am Mittag, als ich von der Arbeit ermüdet aus dem Fenster schaute, sah ich ein schönes Mädchen die Straße entlang gehen. Eine Blondine, aber mit leicht rötlichem Haar. Ich rief ihr zu. Sie kam heran. Da lief ich hinaus und schlug ihr, ohne lange Gespräche und ohne Umschweifer vor, ins Haus zu kommen.

Was werde ich da tun? Ich antwortete in ihrer Sprache, Bücher lesen.

— Aber das ist doch langweilig! Ich umarmte sie. — Lass uns in den ersten Stock gehen, schlug ich ihr vor. Sie willigte auch hierin ein.

Auf Sonntag, 29. April 1945, zurückgeblickt. — Sag mal, hast du eigentlich keine Angst? Du meinst vor den Russen? — Ja, schon.

Ich meine wegen Anatol, so ein vollgefressener, bulliger Kerl. Ach, der frisst mir aus der Hand! Und macht er ein Kind dazu? — Bis jetzt habe ich mir aber deswegen die geringsten Sorgen gemacht. Wieso eigentlich? Ich weiß nicht.

Ich habe ein sicheres Gefühl, als könnte mir dies nicht zustoßen, als wenn ich mich, ganz körperlich gesprochen, dabei verschließen könnte, gegen dies äußerst Unerwünschte zu sperren.

Ich umarmte sie, drückte sie an mich. Und auf einmal roch es nach Hund. Doch das kühlte mich nicht ab. Ich legte sie auf das Bettlager, liebkostete sie, küsste sie, streichelte sie. Dem Herzen entsprang ein elektrischer Strom.

Sonderbar ist, wie die Männer zuerst immer fragen, hast du einen Mann? Was soll man am zweckmäßigsten antworten?

— Zieh dich ganz aus! Wir werden... Ja? Sie hatte darauf gewartet und folgte meinem Vorschlag gern. Während sie sich auszog, war ich ganz ungeduldig. Der elektrische Strom verlor nicht an Spannung.

Sie spreizte die Beine, ich zog mich aus und legte mich hin. Und als ich ihr Geheimnis mit meinem besten Stück berührte, da fiel der Strom aus. Ich war bestürzt und wurde rot und bekam einen fürchterlichen Schrecken.

Übrigens wüsste ich nicht, wie ich auf diese Frage nach meinem Mann antworten sollte, selbst wenn ich wünschte, ehrlich zu sein. Ohne den Krieg wären Gerd und ich längst verheiratet. Als Gerd aber den Gestellungsbefehl erhielt, war es aus, er wollte nicht mehr.

Kriegswaisen in die Welt setzen, nein, kommt nicht in Frage, ich bin selbst eine, ich weiß Bescheid. Die letzte Post kam vom Westwall. Ich weiß kaum mehr, wie er aussieht.

Nachdem ich so viele warnende Bücher gelesen hatte, dachte ich nun, dass ich für das Geschlechtsleben unwiederbringlich verloren sei. Plötzlich war der Strom wieder da, schlug mich geradezu und sprang von mir auf sie über. Wie oft ich den Fluss des Stromes schaltete, ich weiß es nicht mehr.

Kaum hatten wir unseren Malzkaffee mit Butterschnitten vom Plunderbrot verzehrt, kam auch schon wieder Anatols Mann aufgekreuzt, für die wir eine Art von Restaurant sind, bloß, dass die Gäste ihr Futter mitbringen. Ein guter Typ diesmal dabei, der beste, den ich bisher unter ihnen fand. André Feldwebel von Beruf Schullehrer.

In der Pumpenschlange erzählte eine Frau, wie in ihrem Keller ein Nachbar ihr zugerufen habe, als die Iwans an ihr zerrten, »Nur gehen Sie doch schon mit! Sie gefährden uns ja alle!« Kleine Fußnote zum Untergang des Abendlandes.

Schon kreist wieder Schnaps um den Tisch. Anatol kriegt seinen Gierblick, den ich kenne, und dreht schließlich den ganzen Verein unter ziemlich durchsichtigen Vorwänden hinaus. Nicht einmal einen Schlüssel gibt es für diese Tür. Anatol rückt den Ohrensessel heran.

Ich muss immer an das denken, was ich in der Frühe mit der Witwe am Herdfeuer besprochen habe, mache mich starr wie ein Stück Holz, konzentriere mich mit geschlossenen Augen auf das Nein.

25.06.1945

Das Radio tönt den ganzen Tag. Ungeachtet der Neutralität der USSR im Krieg gegen Japan werden die Waffenlieferungen der Verbündeten fortgesetzt.

Es wird offiziell damit gerechnet, dass die UDSSR in den Krieg gegen Japan eintreten wird und dadurch riesige Kräfte der japanischen Kriegsmarine in der Mandschurei binden wird.

Zum ersten Mal eine Runde von echtem Diskutieren. Mindestens drei Hochbegabte darunter. Einmal Andrei, der Schullehrer, dann ein Kaukasier mit Nasenhaken und Funkelblick. »Ich bin kein Jude, ich bin ein Georgier«, so führte er sich bei mir ein. Die dritte Intelligenzbestie ist auch ein Neuer.

Ein blutjunger Leutnant, heute Abend erst durch einen Splitter verwundet, mit notdürftig verbundenem Schienbein an einem deutschen Wanderstock humpelnd, der mit allerlei Wanderplaketten aus bekannten Orten im Harz verziert ist. Diskussion über den Kriegsursprung, den sie im Faschismus sehen, in seiner Struktur, die zu Eroberungen drängt. Kopfschüttelnd geben sie zu verstehen, dass nach ihrer Meinung Deutschland keineswegs einen Krieg nötig gehabt hätte.

Es sei doch ein reiches, wohlbestelltes, kultiviertes Land. Auch jetzt noch. Trotz der Zerstörungen.

"BERLIN 45"

**Tagebücher der Anonyma und des Rotarmisten
SWR-2 • Radio ART • CD II • Südwestrundfunk**

12.07.1944

Bin jetzt in dem Örtchen Rüdersdorf, nicht weit von unserem Lager. Lasse mir, reine Tresse halber, eine Dauerwelle machen, die sechs Monate halten soll. Zwei Stunden werde ich rundum bearbeitet.

Eine junge, hübsche Deutsche kümmert sich besonders emsig um meine Haare. Mit der sollte ich mich anfreunden und mir an ihrer Seite die Zeit vertreiben.

Hausrecht für einige Hausfreunde, wenn man das so nennen kann, sowie für die von Anatol eingeführten Leute seiner Truppe. Nachrecht jedoch allein für den Häuptling Anatol.

Für morgen Abend um sieben hat sie mich zu sich eingeladen. Die Bekanntschaft verspricht, interessant zu werden.

Ich bin im Übrigen jetzt wirklich tabu. Wenigstens für heute. Was morgen wird, keiner weiß es. Anatol kreuzte gegen zwölf Uhr nachts wieder auf, von selbst

verzog sich daraufhin die Tafelrunde. Nun, Erinnerungslücken. Trank wieder sehr viel, weiß keine Einzelheiten mehr.

13.07.1945

Ich habe gerade den Dienst über die halbe Kompanie übergeben. Die Mannschaften sind nur schwer zu registrieren. Und zwar weniger, weil sie so zahlreich wären, als vielmehr, weil die Leute manchmal ganze Wochen von der Einheit fernbleiben und niemand ihren Aufenthaltsort kennt.

Dienstag, 01.05.1945, nachmittags

Hab darüber nachdenken müssen, wie gut ich es bisher gehabt. Dass mir in meinem Leben die Liebe niemals zur Last und immer zur Lust war.

Bin nie gezwungen worden, hab mich niemals zwingen müssen. So wie es war, war es gut. Es ist nicht das allzu viel, was mich jetzt so elend gemacht hat.

Es ist der missbrauchte, wieder seinen Willen genommene Körper, der mit Schmerzen antwortet.

18.07.1945

Im Vergleich zu früheren Jahren bin ich entschlossener geworden, habe meine Zaghaftigkeit vergessen und meine Schüchternheit verloren. Zudem haben die Mädchen ihren Stolz und ihren Hochmut aufgegeben, da der Preis der Männer und der Bedarf an ihnen während des Krieges gestiegen sind.

Ich bin nicht hässlich und kann auf die Liebe, die Wertschätzung und nicht zuletzt die so heiß ersehnte Zärtlichkeit vieler hübscher Mädchen hoffen.

Mittwoch, 02.05.1945, mit Dienstagrest

Ja, die Mädels sind allmählich verknappte Ware. Man kennt jetzt die Zeiten und Stunden, in denen die Männer auf die Weibsjagd gehen.

Sperrt die Mädels ein, steckt sie auf die Hängeböden, packt sie in den gut gesicherten Wohnungen zusammen.

09.08.1945

Heute ist ein Tag der Ereignisse. Das bedeutendste Ereignis war die Nachricht von einem neuen Krieg. Von der Eröffnung des fernöstlichen Kriegsschauplatzes zwischen der Sowjetunion und Japan.

Wir verziehen uns nach nebenan, an Herrn Paulis Bett, und finden dort Russenbesuch. Der düstere Leutnant an seinem plattengeschmückten Wanderstock und noch einer, den er anscheinend mitgebracht hat und den er uns auf ebenso gewandte wie beiläufige Art vorstellt. So und so, Major.

Es ist uns verboten, mit den Deutschen zu sprechen, bei ihnen zu übernachten, einzukaufen. Jetzt verbietet man uns das Letzte.

Sich in einer deutschen Stadt aufzuhalten, durch die Straßen zu gehen, die Ruinen anzuschauen. Nicht nur den Soldaten, auch den Offizieren. Das kann doch nicht sein. Was ich will? Freiheit. Die Freiheit zu leben, zu denken, zu arbeiten, das Leben zu genießen.

Zu viert sitzen wir nun um Paulis Bett, die Witwe, ich, der Major und der düster Blonde. Das Reden besorgt der Major. Er und ich mustern einander verstohlen. Tastend wechseln wir die Worte.

Plötzlich springt er auf, bittet ihn doch sagen zu wollen, ob er vielleicht störe. Dann werde er gleich diesen Raum verlassen, aber sofort. Und er tut so, als sei er bereits auf dem Sprung dazu.

Nein, nein, wir wehren ab. Er stört uns nicht. Worauf er wieder Platz nimmt, schweigend weiter qualmt.

Der reine Knigge. Wieder ein völlig neues Muster aus der offenbar unerschöpflichen Mustersammlung, die uns die UDSSR da geschickt hat.

Der deutschsprachige Leser kann auf eine ganze Reihe von Kriegserinnerungen zurückgreifen.

Die bekanntesten sind die Bücher von Grigori Weiß und Wladimir Gall, Politoffiziere. Die beiden Bücher sind in der DDR ediert worden und hatten einen breiten Leserkreis. Es gibt eine sehr bekannte Edition aus dem Jahre 1951.

Grigori Klimow, ein SMAD-Mitarbeiter, der schon 1948 in den Westen gegangen ist, hat dort seine Erlebnisse niedergeschrieben. *Berliner Kreml* heißt es. Von all denen unterscheidet sich Wladimir Gelfand darin, dass er jünger und politisch auf nicht brisantem Posten stand.

Das macht einen großen Unterschied aus. Er bleibt also mit seinen Erlebnissen in einer recht privaten Welt. So gesehen ist er natürlich der Masse der Rotarmisten, auch der jungen Offiziere, sehr viel näher als die wenigen, die dann in politische Verantwortung gekommen sind.

Als jüngstes hat Aufsehen erregt das Tagebuch bzw. die Aufzeichnungen eines Wehrmachtssoldaten namens Willi Peter Rese. Das ist eine sehr eindringliche Analyse dessen, was mit sensiblen Menschen in einem Krieg passieren kann.

Darüber hinaus scheint sich mir in diesem Buch zu spiegeln der deutsch-sowjetische Krieg überhaupt. Wenn man Gelfand und Rese miteinander vergleicht, so sieht man, Gelfand in seiner Art zu denken und zu schreiben, spiegelt sich wohl auch, dass der russische Krieg aus Gelfands Sicht ein ganz legitimer Krieg, ein Verteidigungskrieg war. Und dazu gibt es ja heute nichts hinzuzufügen.

Und im Falle Rese ist das so, dass er natürlich nicht nur begriffen hat, dass man in den fernen russischen Weiden nicht das deutsche Vaterland verteidigt, dass es sich hier also um einen Aggressionskrieg handelt, um einen illegitimen Krieg, aus dem es vielleicht für ihn kein Entrinnen gibt.

14.08.1945

In Deutschland herrscht jetzt die Zeit des Regens und der Tränen. Die Deutschen jammern über das Essen, über den Dreck, trauern den guten alten Zeiten nach, als es alles noch im Überfluss gegeben hatte.

Diese Begegnung mit der deutschen Natur ist für mich sehr unangenehm. Sie ist so grau und abweisend, ganz wie eine Stiefmutter.

Schweigen! Die Witwe sieht mich mit achselzuckender Frage an. Dann wieder der Leutnant. Tonlos, gleichmütig. Ist der Major Ihnen angenehm? Können Sie ihn lieben? Lieben? Verdammtes Wort! Ich kann es nicht mehr hören. Bin so erschrocken und ernüchtert, dass ich nicht weiß, was sagen, was tun. Ich stehe auf und sage, nein, ich verstehe nicht.

Der Leutnant humpelt an seinem Stock hinter mir her durch das Zimmer.

Halblaut murmle ich zu dem Leutnant hin. Und Anatol? Was ist mit Anatol? Was, Anatol? Ruft er grob und laut. Wieso Anatol? Der ist ja längst weit weg.

Der ist zum Stab versetzt.

17.08.1945

Gerade ertönten zwei laute Detonationen aus Richtung Hennigsdorf. Zwei graue Rauchwolken waren über den Häusern zu sehen.

Der Feind schweigt nicht, gibt nicht nach, fügt uns auf Schritt und Tritt Schaden zu. Es gibt keinen Tag, an dem nicht irgendwo irgendwas explodierte und die Erde dort, wo es geschah, vom Donner bebte.

Ich stehe in der Küche, die Kerze in der Hand. Neben mir steht schweigend der Major. Höflich fragt er mich, wo das Bad sei. Er nähert sich, schiebt sich ein Sessel ans Bett.

Was will er? Wieder Konversation machen, den Knickel spielen, siehe Kapitel Vergewaltigung? Nicht doch, er will sich bekannt machen. Springt unvermittelt auf, fragt nervös. Bin ich Ihnen unangenehm? Verabscheuen Sie mich? Sagen Sie es offen.

Vorgestern beschloss ich, zum zweiten Mal in dieser Woche jene Stadt zu besuchen, über die ich hoch oben auf dem Reichstag geschrieben hatte.

Da stehe ich mit den Kameraden und schaue und spucke auf Germanien. Auf Berlin, das Besiegte, spucke ich.

Nein, nein. Nein, keineswegs, du magst schon recht sein, so wie du bist. Nur kann ich mich nicht so schnell in die Lage finden.

August, 1945

Zeit, der Klauerei ein Ende zu machen. Man billigt diese Leute nicht, man bringt ihnen kein Wohlwollen entgegen, aber man bekämpft sie auch nicht.

Man ignoriert sie, als würde man sie nicht bemerken. Das wirkt sich auf das gesamte Leben in unserer Einheit aus. Es gibt Diebe, Spieler und Zäufer. Das Beispiel macht Schule.

Ich starre ihn an, schon nimmt er meine Hand, drückt sie fest mit seinen beiden Händen und sagt, wobei ihm der Mund zittert und die Augen jämmerlich blicken, *Verzeihen Sie mir, ich habe so lange keine Frau mehr gehabt.*

Das durfte nicht kommen. Schon lege ich mit meinem Gesicht auf seinen Knien und schluchze und heule, und heule mir einmal den ganzen Jammer von der Seele.

Ich spüre, wie er mein Haar streichelt.

06.10.1945

Berlin, Hotel Gerüchte ranken sich um meinen Namen. Leutnant R. gibt sich in dieser Hinsicht mehr Mühe als alle anderen.

Um eines Bonmots Willen verbreitete er bei einer seiner Vorlesungen, Gelfand, dem die Deutschen die eigene Familie umgebracht haben, lässt sich jetzt mit deutschen Mädchen fotografieren, bewahrt ihre Fotos bei sich auf und amüsiert sich mit ihnen.

Anfangs, als ich noch nicht so bekannt war wie ein bunter Hund, haben unsere russischen Gäste mich oft nach meinem Alter gefragt. Sagte ich dann, ich sei bereits vor einiger Zeit dreißig geworden, so gab es ein Grinsen und die Antwort, Hihi, die macht sich älter, die Schlaue. Meinem Ausweis, den ich nun zückte, mussten sie freilich glauben.

Die kennen sich mit uns nicht aus. Sie sind ihre vielgebärenden, früh verbrauchten Russinnen gewöhnt, lesen uns die Jahre nicht vom Körper ab.

16.10.1945

Berlin Vor mir der nahezu vollkommene Anblick einer Prostituierten.

Sie hat ihre Augenbrauen nachgezogen, dick Lippenstift aufgetragen und riecht nach Mode, allen möglichen Cremes und nach Kölnisch Wasser. Sie ist nicht ohne Schönheit, doch die Hand eines hässlichen Gemeinmalers hat ihr all ihre Frische und Anziehungskraft genommen. Sie hat einen zarten Körper, große Brüste, aber hängend, mit festen Brustwarzen, über die man sich mit Vergnügen hermacht.

Donnerstag, 03.05.1945, mit Rest von Mittwoch

Es lässt sich keinesfalls behaupten, dass der Major mich vergewaltigt. Ich glaube, dass ein einziges kaltes Wort von mir genügt und er geht und kommt nicht mehr.

Also bin ich ihm freiwillig zu dienen. Tue ich es aus Sympathie? Aus Liebebedürfnis? Da sei Gott vor. Tue ich es für Speck, Butter, Zucker, Kerzen, Büchsenfleisch? Ein wenig bestimmt.

Es hat mich bedrückt, an den Vorräten der Witwe mitzehren zu müssen. Ich freue mich, dass ich ihr nun durch die Hände des Majors auch etwas geben kann. Ich fühle mich freier so, esse mit besserem Gewissen.

Andererseits mag ich den Major, mag ihn umso mehr als Menschen, je weniger er als Mann von mir will. Und viel wird er nicht wollen, das spüre ich.

22.10.1945

Die Fahrt dauerte lang. Im Zug war es dunkel und brechend voll. Die Berliner Vorortbürger schwatzen über Speck, Fett und Schokolade. Dann kam sie auf Politik zu sprechen.

Eine Frau schrie, Du hast schon russische Angewohnheiten angenommen! Diese Worte trafen mich direkt ins Herz. Und ich beschloss, das nicht auf sich beruhen zu lassen.

Auch die jüngste von Portiers hat es inzwischen erwischt. Die Mutter erzählte es mir an der Pumpe. Es geht ihr soweit gut, meinte die Mutter, selber ganz verwundert darüber.

Kurzerhand wandte ich mich an alle Passagiere und fragte, Sind denn die Russen wirklich so schlecht? Und ihre Gewohnheiten schlechter als eure? Sofort gingen alle auf die Frau los, die die unvorsichtige Bemerkung hatte fallen lassen.

Bei den einen war es nichts als Heuchelei, andere taten es aus Angst vor mir. Nur eine Alte lächelte mir schmeichlerisch zu, schaute mir liebedienerisch ins Gesicht und sagte leise, „Bei mir, Herr Leutnant, haben aber vorgestern Ihre Kameraden die Wohnung geplündert.“ und tauchte in der Menge unter.

Ich würde nicht sagen, dass es zu den Zeiten, zu Ende des Krieges, eine Ebenbürtigkeit zwischen den Geschlechtern gab, aber es gab unglaublich viele Lasten oder Herausforderungen für die Frauen.

Und die hatten ja Stellen in der Industrie, in der Wirtschaft, die hatten in dem Wiederaufbau unheimlich viel zu tun. Und die Männer kamen aus dem Krieg zurück als Versager, als Verlierer. Und die Frauen, die zum Teil ja mit ihren Männern dann auch, die eben nicht im Krieg waren, das Kriegsende erlebt hatten, hatten auch feststellen müssen, dass diese Männer sie in keinster Weise schützen konnten und zum Teil auch gar nicht wollten.

1959 haben wir natürlich ein Umfeld, in dem sich der Staat gefestigt hat, in der die zentralen Strohlen alle wieder von Männern besetzt sind. Und sie selbst beschreibt ja auch, wie die Männer auf diese Berichte reagieren. Die wollen das nicht hören.

Ihr Gerd gefriert, als sie das erzählt, während die Frauen sich mit Humor drüber weghelfen und davon erzählen, fangen die Männer an abzuhauen. Die wollen das nicht wissen. Und ich glaube, das ist schon ein großer Unterschied zwischen 1945, 1946 und 1959. Und da fällt das in die falsche Zeit.

Der Anonyme sagt es einmal so, man muss nach einem besseren Wortausschau halten, das auch bei schlechtem Wetter standhält. Also das Wort männlich hat einfach eine andere Bedeutung gehabt.

Das war keine Ebenbürtigkeit, sondern das war einfach ein Moment, in dem man über alles hätte neu nachdenken können. Aber das war keine Zeit zum Nachdenken. Das war eine Zeit zum Überleben, wo alle nichts anderes wollten, als möglichst schnell zur alten Ordnung zurückzukehren.

Halb zwölf, nachts.

Gestern habe ich mir eine Vorführung deutscher Künstler im hiesigen Schauspielhaus angesehen. Der Stil der Theaterkunst von heute zeichnet sich vor allem durch Vulgarität aus.

Besonders charakteristisch war in diesem Zusammenhang die Nummer „Eine Frau wäscht sich“, in der der Regisseur nicht nur alle Teile des weiblichen Körpers darstellen ließ, sondern so weit ging, dass unter dem unbeschreiblichen Applaus des Publikums die Wölbung weiblicher Brüste in die Luft gezeichnet und sich mit einem Handtuch einige Male zwischen den Beinen hin und her gefahren wurde, um zu zeigen, wie eine Frau sich ihr Geschlechtsorgan abtrocknet.

Samstag, 5. Mai 1945

Der Buchhändler, ein Bayer, ein kleiner, stämmiger Knorr, hat wirklich und wahrhaftig einen Russen angebrüllt. Dies geschah, als ein Ivan die wasserschleppende Buchhändlerin kurz vor der Wohnungstür abfing.

Den Mann lässt die Frau nicht zur Pumpe, er war in der Partei. Die Frau kreischte, ihr Mann kam aus der Wohnung gerannt, ging auf den Ivan los und schrie „Du verfluchter Sauhund! Du Schwanz!“

Und die Saga meldet weiter, wie der Russe klein wurde, wie er einschrumpfte, wie er kniff. Es geht also doch. Der Bursche hat mit seiner Tier- und Barbarenwitterung gespürt, dass der Ehemann rot sah, dass ihm in der Sekunde alles, aber auch alles gleich war, und hat ihm die Beute gelassen.

14.11.1945, 1 Uhr nachts

Auf der Rückfahrt von Berlin nach Felden fragte mich im Zug ein mir gegenüberstehender Deutscher, ganz unvermittelt und ernsthaft, „Wird Deutschland wieder groß und stark werden?“ Schlussfolgerung spare ich mir. Denn die Frage an sich ist so zynisch, dass eine Antwort oder ein Kommentar nichts bringt.

„Von Urlaub wissen die wenigsten Russen was, das habe ich schon herausbekommen. Fast alle sind sie seit Kriegsbeginn, seit beinahe vier Jahren also, von ihren Familien getrennt. Frau Lehmann meint verständnisvoll, ja, das entschuldigt so manches.“

Zwischen 6.12. und 20.12.1945,

Kremmen Die Mutter freute sich über die Lebensmittel, wie ich es auch am Vortag erwartet hatte.

Aber mit ihrem Verhalten und ihrer Habsucht raubte sie mir die letzte Geduld und vergiftete meine Gefühle derart, dass sogar meine Zuneigung für das Mädchen halb erlosch. Ich gab ihr ein kleines Glas mit Fett und schlug vor, Bratkartoffeln zu machen und dann mit ihnen zu Abend zu essen. In der Pfanne schwamm bereits irgendeine Flüssigkeit und ich ging hin und schnitt mit dem Messer ein Stück von dem Fett ab, das ich mitgebracht hatte, und wollte es schon in die Pfanne geben.

Da fuhr die Alte zusammen, stieß ein Schrei aus, stürzte auf mich, schrie wie besessen und wollte es mir wegnehmen.

„Was ist los?“ fragte ich verwundert. „Warum?“ Sie erklärte, das sei für sie, für morgen und die anderen Tage, und heute müsse ich ihre Brühe essen.

„Das passte mir nicht. Ich wusste, dass anständige Leute so etwas nicht tun, und meine Empörung war grenzenlos.“

Schon habe ich die erste große Reise hinter mir. Es kam ganz überraschend. Ich hockte auf der Fensterbank, obwohl man auf der Straße nur selten einen Menschen sieht, außer Westpolen und Russen. Da, ein Russe kommt herangeradelt, fällt vor unserer Tür der Major. „Ich?“ So gleich treppabgerannt.

Ein blitzblankes, neues, deutsches Herrenrad. Ich bitte und bettele, darf ich ein Stück fahren, bloß fünf Minuten, der Major steht am Bordstein und wiegt das Haupt. Er weiß nicht recht, befürchtet, dass mir das Rad unterwegs gestohlen werden könnte.

Schließlich bekam ich ihn herum. Ich trete die Pedale so schnell ich kann. Ich sause, weil es mich glücklich macht nach all der elenden Sesshaftigkeit. Vorüber an schwarzverbrannten Ruinen.

Je weiter ich südwärts fahre, desto mehr weicht der Krieg zurück. Hier sieht man bereits Deutsche in Gruppen beisammenstehen und schwatzen. An unserer Ecke wagen die Menschen das noch nicht. Sogar Kinder sieht man. Hohlwangig und eigentümlich lautlos.

23.12.1945

Zum ersten Mal erkannte ich das Weib nach dem Krieg in Berlin. Und auch nur deshalb, weil sich eine selbst dafür angeboten hatte. Seitdem habe ich fünf auf meinem Konto.

Von denen drei auf Berlin entfallen und zwei auf Felden. Dabei ist eine von diesen fünf die Prostituierte vom Alexanderplatz. Die nächste die mit dem Tripper.

Erstaunlich, dass ich mich nicht angesteckt habe. Die dritte war widerlich. Die vierte hatte eine enge Spalte, an der ich mir mein Instrument wundrieb und anschließend mit gespreizten Beinen herumlaufen musste.

Nur ein einziges Erlebnis mit einer Frau hat sich mir eingeprägt und war nach meinem Geschmack.

Dienstag, 8. Mai 1945, mit Montagsrest.

Weg. Alle weg. Wir können es kaum fassen. Blicken unwillkürlich Straßen aufwärts, als müssten von dort her Lastwagen mit neuen Truppen anrollen.

Aber nichts. Nur Stille. Seltsame Stille. Keine Gäule mehr, kein Pferdewiehern, kein Hahn. Bloß Pferdemit. Und den fegt Portiers Jüngste soeben aus dem Hausflur.

Ich sehe mir die Sechzehnjährige an, die einzige bisher, von der ich weiß, dass ihre Jungfräulichkeit an Russen verlor. Sie hat dasselbe dumme,

selbstzufriedene Gesicht wie immer. Ich versuche mir vorzustellen, wie es wäre, wenn mir dies Erleben zum ersten Mal auf solche Art zuteil geworden wäre.

Ich muss den Gedanken abbremsen. Sowas ist nicht vorstellbar. Eines ist klar. Wäre an dem Mädels irgendwann in Friedenszeiten durch einen herumstreuenden Kerl die Notzucht verübt worden, wäre hinterher das übliche Friedensbrimborium von Anzeige, Protokoll, Vernehmung, ja von Verhaftung und Gegenüberstellung, Zeitungsbericht und Nachbarngetue gewesen. Das Mädels hätte anders reagiert, hätte einen anderen Schock davongetragen. Hier aber handelt es sich um ein Kollektiverlebnis, vorausgewusst, viele Male vorausbefürchtet, um etwas, das den Frauen links und rechts und nebenan zustieß, das gewissermaßen dazugehörte.

Diese kollektive Massenform der Vergewaltigung wird auch kollektiv überwunden werden. Jede hilft jeder, indem sie darüber spricht, sich Luft macht, der anderen Gelegenheit gibt, sich Luft zu machen, das Erlittene auszuspeien, was natürlich nicht ausschließt, dass feinere Organismen als diese abgebrühte Berliner Göre daran zerbrechen oder doch auf Lebenszeit einen Knacks davontragen.

Zwischen 15. und 20.04.1946

Bahnhof Treptow.

Die Deutschen werden frech, sie bringen keinen Respekt mehr, sie fürchten sich nicht mehr davor, kleine Gemeinheiten zu begehen, uns zu belästigen, sind ekelhaft aufdringlich, schnorren und fühlen sich im Allgemeinen als gute "Kameraden", mit denen man vertraut sein kann. Wir haben hier zwei Verhaltensstrategien: eine offizielle - korrekte, menschliche, aber feste - die einer Besatzungsmacht entspricht. Unsere Leute folgen dieser Strategie nicht immer und nicht überall. Die zweite Strategie basiert auf den ungeschriebenen Gesetzen der Entwicklung von uns allen und jedes einzelnen von uns. Manche sind diszipliniert und kultiviert, aber wütend auf die Deutschen, weil sie deren Grausamkeit erlebt haben. Einige meiden sie und betonen bei Gelegenheit ihre Verachtung für sie. Einige aus dieser Gruppe weigern sich absichtlich, Deutsch zu lernen.

All diese Unterschiede in der Entwicklung und im Verhalten der Rotarmisten gegenüber der einheimischen Bevölkerung führen dazu, dass man uns für gutherzige und einfache und zugleich grobe und sogar wilde Menschen hält; nicht selten werden wir verspottet, obwohl wir die Herren und Sieger sind. Aber dieses Thema verdient eine tiefergehende Analyse und Erörterung und nicht so eine oberflächliche wie jetzt hier unterwegs im Zug.

Viele der Letzteren lernen bewusst kein Deutsch. Andere wiederum sind bemüht, die Sprache der Deutschen, ihre Sitten und Lebensumstände kennenzulernen und versuchen, ihre Kenntnisse so weit wie möglich zu erweitern, haben Umgang mit Deutschen und unterhalten sich viel mit ihnen,

streiten sogar mit ihnen über alle möglichen Fragen des Lebens. Diese fügen unserer Politik auf deutschem Boden keinen Schaden zu.

Dann gibt es aber noch eine andere Kategorie. Die Säufer, Diebe, Raufbolde und Psychopathen. Diese sorgen nur für Radau und untergraben unsere Autorität.

Die dritte Kategorie, das sind die Ganzliberalen, die durch die Hitlerleute kein Leid erfahren mussten. Unter denen sind solche, die sich hier verlieben, sich vergnügen und sich gar verbeugen.

Wie es denn sein konnte, dass nach diesem furchtbaren Krieg die Angehörigen der Roten Armee, ob sie nun in politischer Verantwortung waren oder nicht, so vergleichsweise schnell vom Hass wieder abließen. Hass als die tragende Gemütslage, als das Motiv während der ersten Begegnung mit den Deutschen. Das ist unumstritten.

Auf der anderen Seite, und das ist nicht nur im Gelfand-Text so, sondern auch bei anderen Texten aus der Zeit nach Abschluss des Krieges, tritt ein, vergleichsweise schnelles, Abklingen dieses Hasses ein. Und gerade in Deutschland muss sich der aufmerksame Leser fragen, wie kann denn das passieren. Aus meiner Sicht sagen sehr viele Quellen, dass schon recht bald ein zumindest neutrales deutsches Bild um sich griff.

Ich denke, es hat damit zu tun, dass das Feindbild, das die sowjetischen Soldaten mit sich nahmen, als sie deutsches Territorium eroberten, tatsächlich kein rassistisches war. Das ist ein Bild von einem grausamen Tier, von einer bösen Bestie, die verführt worden ist durch böse Ideen. Aber hinter diesem Feindbild scheint sich sehr schnell doch wieder auch ein Menschenbild entwickeln zu können.

Oder anders gesagt, das Menschenbild war möglicherweise niemals so sehr infrage gestellt, hinter diesem Feindbild, dass es nicht schnell wieder rekapituliert und aufgebaut werden konnte. Also das wird auch schon bei Gelfand, der Krieg ist noch gar nicht zu Ende, in den Frauen, denen er begegnet, nicht die Frau des Feindes, sondern eine Frau gesehen. Das ist eigentlich erstaunlich.

Mit dieser Frage hat sich eigentlich noch niemand so recht befasst. Das deutsche Bild vom Feind, vom jüdisch-bolschewistischen Untier, dieses Bild war noch sehr, sehr lange, auch unter diesen friedlichen Verhältnissen, belastet mit dieser Arroganz, mit diesem Rassismus des arischen, besseren

Menschen gegenüber dem möglicherweise freundlichen und auch hilfsbereiten, aber immerhin doch nur zweitrangigen oder drittrangigen Menschen, Russen, Ukrainer, von Juden ganz abgesehen.

Berlin, 1945.

Hörspiel nach den Tagebüchern der Anonyma und des Rotarmisten Wladimir Gelfand von Ulrich Lampen. Sprecher Christiane von Pöllnitz und Paul Herwig, sowie Katharina Döbler, Publizistin und Kritikerin, Elke Scherstianne, Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Zeitgeschichte München und Berlin, Wolfgang Hörner, Leiter des Eichborn Verlags Berlin und Wolfram Wette, Professor für Neueste Geschichte an der Universität Freiburg. Schnitt Waltraud Gruber, Ton Daniel Senger, Regieassistenz Marc Ginzler, Musik Michael Riesler, Regie Ulrich Lampen.

Produktion Südwestrundfunk 2005